

RUDOLF-ALEXANDER-SCHRÖDER-STIFTUNG

**LAUDATIO zur Verleihung des Förderpreises zum Bremer Literaturpreis an
Svenja Leiber für ihren Erzählband „Büchsenlicht“ im Bremer Rathaus
am 26. Januar 2006. Von Andreas Nentwich**

Svenja Leiber wurde 1975 in Hamburg geboren, aufgewachsen ist sie in der Nähe von Lübeck, studiert hat sie in Berlin, wo sie heute auch lebt. Das ist die kürzeste Version ihrer offiziellen Vita, und sie genügt, jede Zusatzinformation führt nur auf Nebenschauplätze von Wortwitz und Lokalkolorit, vermöchte aber kaum zu erklären, an welcher alten Trauer oder Selbstvergessenheit ihr scharfer Blick sich bricht, um Poesie zu werden und damit universal. Ihre Erzählungen können nur im Norden von Deutschland spielen, aber entscheidend ist doch, dass wir durch den regionalen Filter hindurch unsere Orte erkennen und jene menschlichen Muster, die sich nach gleichem Gesetz formieren, unabhängig davon, ob die Seelen von hohem Tann umstanden sind, um süddeutsche Maibäume zentriert oder von Schweizer Fähnchen umflattert.

Als ich „Büchsenlicht“ zum ersten Mal las, glaubte ich, es unbedingt auch Jugendlichen ans Herz legen zu sollen. Ein solcher Einfall kommt älteren Herrschaften eigentlich nur, wenn sie sich, erstens, bei der Lektüre eines Buches prächtig amüsieren, wenn zweitens in diesem Buch Jugendliche vorkommen, es, drittens, nachdenklich stimmt durch Vorführung irgendwie allgemeingültiger Schicksale und, viertens, entlarvend erscheint. Längst ist mir klar geworden, dass dieser Impuls sich Oberflächenreizen verdankt, einem hochartistischen Spiel mit Versatzstücken aus der Mottenkiste der kritischen Heimatliteratur, der Avisierung von Denunziationen, die dann doch nicht erfolgen. Bei allem Hass auf die Dumphen und Bösen und aller Liebe zu den Erniedrigten und Beleidigten: Hier ist eine Sprachmusikerin am Werk, die ihren Möglichkeiten nachlauscht. Eine Poetin von geschliffener Härte und sprühendem Witz, grausam, zärtlich und grausam-zärtlich, die wissen will, wie er geht, der Satz, der einen Abgrund, ein Nichts oder einen Gemüts-Schatz öffnet und gleich wieder schliesst. Das unterscheidet sie von jungen Talenten, die berufsmässig in der Kastanienallee wohnen, gewitzt sind und einen Sound haben, auf Kosten von wem oder was auch immer. Es unterscheidet sie auch von jenen kritischen Geistern, die, als ich Schüler war, das Verschwinden der Dörfer, die Entfremdung, die Betonierung der Städte und den ganzen Sums beklagt haben, ohne ein Authentisches dagegenhalten zu können, das diesseits von Nicaragua und Nordkorea eben immer irgendwie faschistisch war.

Der Resonanzboden, aus dem Svenja Leibers kühne Lebensbilder im vollen Wortsinn ihre Bodenhaftung beziehen, ist die nach sozio-ästhetischer DIN-Norm eingepflockte Topographie des bundesdeutschen Jetzt – Variante Aldi-Nord und nach einer Idee von OBI. Ein rundes Dutzend Wörter, diskret verteilt auf zwei kleine Absätze, und ich weiss, wo ich bin:

Metallgartenpforte, Kiesplattenweg, in den Rabatten Bewegungsmelder, die gute Stube, angefüllt mit Ledersesseln, ein Fernseher, immer warm, dauergewelltes Haar, synthetisches Fliederaroma, dünngestrickte Pullover mit aufwendigen Mustern in Schwarzweiss, Fingernägel rot, Hände mager, Sonderangebote der Supermarktwurfpost, mit dem Mercedes von Angebot zu Angebot.

Hier geht alle Gewalt von der pflegeleichten Ödnis ausschwenkbarer Fensterkreuze aus und dem Hygieneterror abwaschbaren Kunststeins. Ich befinde mich also, mit anderen Worten, im Neubauviertel einer deutschen Grossstadt oder Kleinstadt beziehungsweise Agglomeration, und die Frau ist die Frau des Bürgermeisters, des Bauunternehmers, des Friseurs oder des Grossbäckers. Oder etwa nicht? Originalton Svenja Leiber:

„Landregen. Lehmschwere Stiefel an lehmschweren Bauern, Gurgelndes am Strassenrand und Schleimspuren auf dem Asphalt. Die Metallgartenpforte, ein Kiesplattenweg. In den Rabatten Bewegungsmelder, zwei Lampen, eine an der Pforte, eine an der Haustür, alles gut sichtbar.“

So beginnt ein Text, der also nicht, wie man mutmassen könnte, von Stuttgart-Degerloch erzählt oder von Rheda-Wiedenbrück, sondern von einem norddeutschen Dorf und von Frau Leites, der Ehefrau nicht des Kleinbürgers, sondern des Grossbauern. Die Bewegungsmelder in jenem psychischen Unterholz freilich, das man Subtext nennt, erzählen uns etwas ganz anderes, nämlich, dass es dieses Kuhdörfchen als solches gar nicht mehr gibt, sondern nur noch arbeitsteilige Siedlungsformen; die grösseren bestückt mit 3-Sparten-Theater, Starbucks, H&M und urbanem Blabla, die kleineren mit KFZ-Zulassungsstelle, Amtsgericht, kritischer Heimatforschung und schuldhaft bespielten Fachwerksynagogen, die kleinsten mit modernen „Tierhallen nach Europastandard“ und Brauchtumpflege. Svenja Leibers Texte wissen das alles, ohne mehr als sieben Worte darüber zu verlieren, und so mache ich auch nicht mehr daraus und kehre zu Frau Leites zurück und zum Tierfabrikanten Leites, der 1000 Schweine in seinem hygienischen Betonstall hält. Ein Sanfter, laut Leiber, dessen Augen leuchten, wenn er wieder einmal, zum mahnenden Exempel für die Artgenossen, einen Haufen Ratten verbrennt, lebendigen Leibs, versteht sich. Frau Leites ist Trinkerin und kocht Holunderblütensirup in leere Kornflaschen ein, damit es nicht so auffällt. Es gibt ihren schizophrener Bruder Holm, den Milchbauern Hein Gorken – „Landregen auf dem Kordhut, Landregen im Gemüt“ und schon etwas „lehmig im Hirn“ –, es gibt dessen Frau, die ab und zu mit dem Abdecker ins Bett geht, ein „morgendliches Nebenrausspringen“ heisst es im Buch, und es gibt einen alten Spökenkieker namens Emil, der, die Rache der Erdgeister an Leites kommen sieht, dem „Neuzeitlichen“, der alles zugekleistert habe mit seinem Beton. Und in der Tat, eines Tages brennt es, das Anwesen des Grossbauern, verbrennt mit dem von bösen Stimmen und Omen gehetzten Brandstifter und seiner Schwester, die aus ihrem Rausch nicht hochkommt:

„Holm trug alles zusammen, das Gute und das Böse. Er tränkte alles. Das Sofa, die fuchsbraunen Ledersessel, die Deckchen auf dem Tisch, alles. Alles vollgesogen, bis unters

Dach, und bis in den warmen Weizen, und bis in Holms Schuhe und in die von Frau Leites und alles Schwarze, bis unters Dach. Die Klarinette war noch immer schwarz, dann fing sie an zu leuchten. Und Frau Leites leuchtete und das Sofa und der Weizen. Nach und nach und ohne zu atmen. Und schliesslich leuchtete auch Holm, ohne zu atmen. Und die Tannen rührten sich nicht, und eine Schnecke kroch schleimig durchs Gras, und die Ratten verließen ihre Nester. (...) Bauer Leites war noch in das Haus gerannt, aber der warme Weizen und der Staub auf dem Balken, und das Holz und das Alter, all das war schon zu vollgesogen mit Licht.“

Ich muss darauf verzichten, das feine Geflecht des dämonischen Untergrunds zu entwirren, der Leit- und Spiegelmotive und ihrer Transformationen im Verlauf dieser Erzählung, die „Eckeneckepen“ heisst, nach dem vom alten Emil beschworenen Feuerteufel der nordischen Mythologie. Zu bemerken ist nur die poetische Aufhellung: Was vollgesogen war mit Lakonie und Landregen, betongrau, lehmig, vermatscht, mündet ins Licht des reinigenden Feuers, in ein grosses Pathos, das stark ist dank der Nüchternheit, die ihm vorausgeht, vielleicht deswegen muss ich bei der Lektüre dieser Prosa immer wieder an *einen* Dichter denken, nämlich an Gottfried Benn.

Wer hier gerächt wird, was ausgeglichen, durch die Tat eines armen Irren: Man erfährt es nicht, in jedem Fall trifft es die Falschen. Die strukturelle Gewalt, die der alte Emil auf die Sünde des Schweinemästers wider die Natur zurückführt, ist die niederschmetternde Tristesse, die sich freilich in zugelinkerten Schlafkähfern mit sauberen Mastzuchtfabriken ebenso einstellt wie in Folklore-Dörfern.

Svenja Leiber, zur Hochblüte von „Unser Dorf soll schöner werden“ geboren und somit ohne persönliche Erinnerung an lebende Misthaufen an der Hauptstrasse, nimmt die grassierende Hässlichkeit und Banalität zur Kenntnis, ohne ihr das alleinige Verfügungsrecht über menschliche Seelen abzutreten. „Das Gute und das Böse“ zeigen sich unabhängig davon, dass die Dörfer keine Dörfer mehr sind und es nie mehr sein werden. Die Leidenschaften aber sind die alten, die Vorurteile und die Tricks im Geschlechterkampf. Die Gewalt ist die alte, die Langeweile ist die alte, das Sterben ist das alte. Und das Jungsein:

„Die anderen waren schon da. Tief eingeschraubt in den Sommer. Saftig überquellend und blühend. Freie Bäuche, straffe Zöpfe, Bartversuche, Hautprobleme, alles traf sich am Container. Sie saßen auf den Gepäckträgern ihrer Räder, mit vorgebeugten Rümpfen, oder sie hockten auf alten Kisten und Eimern, in einer Reihe, die kleinen Schwalben, sahen den Autos nach, zogen sich knackend die Finger aus den Gelenken, fochten mit Worten und verflochten sich stimmbrüchig rülpsten, kicherten, versuchten, die Lippen über festen Zahnsparungen geschlossen zu halten, sahen ins Leere. Sommerlang. Bis zum Verblühen vielleicht.“

Vorher aber behaupten sich gegen das sterile Ambiente die Vitalität, die Lust, die Schläue, die Gegengewalt, zumindest bis zu jenem Augenblick, in dem sich entscheidet, ob man das eigene Dasein ergreift oder Opfer der Verhältnisse wird.

Es behauptet sich, summa summarum, das Leben, und dies mittels einer Sprache, die allzeit fröhlich mit den Hufen scharrt, unersättlich in ihrem Evokationsdrang und treffsicher im Tonlagenwechsel. Bild um Bild, „Schweinequieken, Motorenlärm und Edeka-Gehupe“ wird aufgeboten, damit wir sie riechen und schmecken und sehen, die plattdeutsche Ödnis und ein bisschen auch ihre Poesie.

Es ist eine 14jährige, der Svenja Leiber aufgibt, ihre Poetik auszusprechen: „Sogar der bekloppte Kinderpsychologe interessierte sich schon lange nicht mehr“, heisst es so bündig wie schillernd in der Erzählung „Der erste Schnitt“. Warum schneidet sich die ruppige Jula die Haut auf, dieses dunkelschöne, von ihrem alleinerziehenden Vater und allen Jungs vergötterte Mädchen? Vielleicht aus Gründen, die die Kinderpsychologen ins Feld führen. Vielleicht, weil Verletzlichkeit den Eros der Macht erhöht, Schwäche die Härte zum Rätsel werden lässt und umgekehrt, vielleicht für den Ohnmachts-Kick, vielleicht wegen Nichts. Svenja Leiber liefert ihre Protagonisten nicht dem psychologisierenden Gemeinplatz aus, sondern schreibt sie aus klischierten Zusammenhängen zurück ins Rätsel, mit scharfem Witz und feinem Spott zurück in *Rausch und Heimat*, mit Benn zu sprechen, aus der kläglichen Uniformität von Polstergruppen und Waschbeton Adam und Eva und Kain und Abel zu.